

Karin Ballauff, Petra Ganglbauer,
Gertrude Moser-Wagner (Hg.)

VEZA CANETTI

Sozialkritische Literatur
zeitgenössischer Autorinnen

lebt

PRoMEDIA

Druck gefördert mit freundlicher Unterstützung der Stadt Wien/MA 7 –
Literatur und Wissenschaft, Bundesministerium für Unterricht, Kunst und
Kultur sowie Basis.Kultur.Wien – Wiener Volksbildungswerk

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2013 Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft
m.b.H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Karin Ballauff

Korrektur: Iliane Trinkl

Umschlaggestaltung: Gisela Scheubmayr,
unter Verwendung einer Collage von Eva Wassertheurer

Fotos, wenn nicht anders angegeben:

© Ewa Kaja, Basis.Kultur.Wien

Satz: SOLTÉSZ.

Druck: Interpress, Budapest

Printed in Hungary

ISBN: 978-3-85371-359-4

Fordern Sie einen Gesamtprospekt des Verlages an:

Promedia Verlag

Wickenburggasse 5/12

A-1080 Wien

E-Mail: promedia@mediashop.at

Internet: www.mediashop.at

www.verlag-promedia.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort ...	7
VEZA – Verbindungen und Brüche ...	12
Veza-Werden ...	15
<i>Elke Krasny</i>	
Sein und Schreiben ...	23
<i>Susanne Hochreiter</i>	
Die sechste Frau ...	30
<i>Shobha C. Hamann</i>	
Nachrichten aus dem Hier und Jetzt ...	34
<i>Ute Liepold</i>	
Dorothea mit dem Hammer oder die Eingebungen des heiligen Geistes ...	42
<i>Brigitte Menne</i>	
Valerie & Valerie ...	57
<i>Sylvia Treudl</i>	
Die Konditormeisterin ...	64
<i>prezzemola</i>	
Litanei gottloser Gebete ...	71
<i>Irene Suchy</i>	
Ein Notenstück ...	83
<i>Dine Petrik</i>	
Martha oder Mögliche Ursachen ...	87
<i>Christina Walker</i>	
Was Katja zwischen dem 19. März und dem 11. Mai erlebt ...	92
<i>Irene Wondratsch</i>	

Die Puppe zu Besuch beim alten Mann ... 99	<i>Magdalena Diercks</i>
Kreuzungen ... 109	<i>Silvia Hlavin</i>
Fahriges Zeichen im Nirgendwo ... 114	<i>Katja Schröckenstein</i>
Herzmilch ... 119	<i>Gertraud Klemm</i>
Einmal auslöschen ... 126	<i>Gerda Sengstbratl</i>
Abermals krächte der Hahn ... 134	<i>Ljuba Arnautović</i>
Gehen und Stehen ... 139	<i>Claudia Bitter</i>
Fotos zum Kunstprojekt VEZALEBT ... 145	<i>Vorarbeiten 2010–2012 bei Basis. Kultur. Wien</i>
Die Alte vom Berg ... 161	<i>Elfie Resch</i>
verlautet ... 173	<i>Gertrude Maria Grossegger</i>
»... nach zwanzig Jahren Dienst am Canetti ...« ... 179	<i>Klaus Zeyringer</i>
Vom Wert der Kultur. Eine Reisenotiz ... 190	<i>Klaus Neundlinger</i>
Autorinnen, Autoren, Künstlerinnen und Künstler ... 199	
Herausgeberinnen ... 205	
Literatur von Veza Canetti ... 206	

Vorwort

Veza Canettis Todestag jährt sich im Mai 2013 zum 50. Mal. Dies ist Anlass dafür, die lang verschwiegene und verkannte Dichterin zu ehren und für die Gegenwart einmal mehr neu zu entdecken.

Veza Canetti, geboren 1897, war eine österreichische Schriftstellerin und Übersetzerin. 1938 floh sie gemeinsam mit ihrem Mann Elias ins Exil nach London, wo sie 1963 starb. Elias Canetti hat seine Frau Veza als Literatin – sie schrieb sozialkritische und zugleich avantgardistische Romane und Erzählungen – zeitlebens weder beachtet, wertgeschätzt noch gefördert; sie hingegen unterstützte ihn und seine Literatur ihr Leben lang. Ihre Romane wurden erst nach ihrem Tod veröffentlicht.

Das 50. Todesjahr von Veza Canetti setzte bereits ab 2011 in Wien mehrere Aktivitäten in Gang: Literatur- und Kunstprojekte, gebündelt, interdisziplinär ausgerichtet und von internationalem Interesse getragen.

Gertrude Moser-Wagner, Mitherausgeberin und Projektinitiatorin, zeichnet in ihrer Einleitung das Kunstprojekt VEZALEBT, das Basis, Ausgangspunkt und Kontext für dieses Buch ist, in seiner Genese nach.

Der vorliegende Sammelband, gedacht als Hommage an Veza Canetti, vermittelt in diesem Rahmen einen Ausschnitt literarischen Schaffens zeitgenössischer deutschsprachiger Autorinnen, der zugleich aktuelle gesellschaftliche Bedingungen widerspiegelt – nicht nur, aber auch im Hinblick auf das Schreiben.

Die Herausgeberinnen luden Autorinnen, die das 40. Lebensjahr bereits vollendet haben, ein, sozialkritische beziehungsweise formal spannende Kurzprosa einzureichen.

Der Grund für das Alterslimit war, dass am Kunst- und Literaturmarkt zusehends ein regelrechter »Jugendkult« betrieben wird, Bewerbungen um Stipendien oder die Teilnahme an Ausschreibungen etwa setzen mehrheitlich ein Alter unter 40 oder gar 30 Jahren voraus. Dies hat zur Folge, dass es für

Nachrichten aus dem Hier und Jetzt

Ute Liepold

Entschuldigen Sie, dass ich Sie hier und jetzt an diesem schönen Ort einfach so anspreche, einfach so an Sie herantrete, sagt sie, aber ich habe eine Geschichte zu erzählen, ich habe eine Geschichte, die erzählt werden will, die erzählt werden muss, und Sie sehen sehr freundlich aus und Sie werden sich nun gewiss über mich wundern, aber ich muss Ihnen gestehen, auch wenn es nicht so aussieht, ich war bis vor Kurzem todunglücklich, auch wenn es für Sie in diesem Augenblick nicht den Anschein macht, auch wenn Sie mir das nicht ansehen, und ich bin es ein klein wenig immer noch, denn manchmal geschehen Dinge im Leben, die nicht geschehen sollten, aber diese Vorkommnisse fragen nicht um Erlaubnis, es gibt keine Instanz, die darüber befinden könnte, was alles Platz finden soll in so einem Leben wie meinem, und was nicht. Shit happens, sagt sie, und was zurückbleibt ist so etwas wie eine Kratzspur. Etwas gräbt sich wie eine Rille in das Leben hinein, in dem es passiert, dieses Leben, und es ist mein Leben, sagt sie. Diese Rille bahnt sich ihre Kerbung durch die Jahre, und auch wenn sie vielleicht ein bisschen schmaler wird, sie geht nie mehr ganz weg, sie ist nicht mehr fortzukriegen aus dem Leben, in das sie gehört. Sie vereint sich mit der dazugehörigen Existenz wie eine Schmarotzerpflanze mit einer Lilie und man kriegt sie nicht mehr heraus aus dem Leben, dem sie sich angeschlossen hat, aus meinem Leben, sagt sie. Über das, was genau mit mir geschehen ist, will ich nicht sprechen, kann ich jetzt nicht sprechen, das können Sie sich ja ohnehin denken. Da brauchen Sie nicht besonders viel Fantasie. Darüber können Sie täglich in den Zeitungen lesen, und Sie können es lesen oder nicht und Sie können anfangen darüber nachzudenken oder auch nicht, und falls Sie es tun, werden Sie beginnen, sich ein wenig zu wundern oder es wird Sie ratlos machen oder auch ärgerlich, sagt sie.

Das was in meinem Leben jedenfalls von Bedeutung ist, zu einer Bedeutung geworden ist, hat mit dem Blick zu tun, sage ich Ihnen, ich kann es

selber kaum erklären, aber so ist es immer bei mir. Er ist die Hauptsache, der Blick ist immer schon das Wichtigste gewesen. Das war der Anfang, und der, der mich da angeschaut hat, hat mich so auf seine Art angesehen, das war so was Spezielles, so eine Prinzessinnen-Macher-Art. Plötzlich wirst du schön, du strahlst, alle schauen dich an, plötzlich Prinzessin, und du denkst dir, das ist wirklich sehr schön, das fühlt sich wirklich gut an, das ist ja unglaublich, dass ich das sein soll, dass ich das wirklich sein könnte, dass das für mich auch noch vorgesehen ist, in meinem bis heute eher bescheidenen Leben, das kann jetzt bitte so bleiben, sagt sie und beginnt ihren Körper sachte hin und her zu schaukeln. Das wusste ich bis dahin gar nicht, dass ich auch eine Prinzessin bin, dass ich auch eine Prinzessin sein kann, und das freut mich jetzt. Sehr. Als kleines Mädchen dachte ich oft daran, aber über die Jahre habe ich es vergessen, sagt sie. Damals hieß mein Lieblingsmärchen »Die Schneekönigin«. Ich war das kleine Mädchen und ich hatte einen Freund und ich war besessen von dem einen Wunsch, meinen Freund, diesen kleinen Jungen, Kai hieß er, zu retten, wie schön würde das werden, wenn er durch mich den Glassplitter loswürde und die Kälte aus seinem Blick wiche und er sich wieder an mich erinnern könnte. An so was glaubte ich damals, und in meinem Innersten glaube ich es vielleicht heute noch, sagt sie. Und dann sieht der mich so an, er sieht mich an, wie das sonst keiner kann oder keiner macht. Der meint jetzt also mich. Mich. Nur mich. Dieses Gefühl ist richtig großartig, es lässt sich mit nichts vergleichen, und wenn ich sagte, das ist wie im Mai nackt ein Sonnenbad zu nehmen, wäre das ziemlich tiefgestapelt, oder wenn ich sagte, das Gefühl, das ich immer habe, wenn er mich ansieht, ist wie das, wenn ich ganz alleine einen Tiefschneehang hinunterrase, wäre damit nur ein Bruchteil davon beschrieben, was ich fühle, aber auch wenn ich sagte, es ist wie ein Mundvoll Konditorkuchen nach einer Darmgrippe, und das ist schon wirklich sehr, sehr gut, wäre das trotzdem viel zu wenig, und alle drei genannten Ereignisse würden zusammen nicht ausreichen um das zu beschreiben, was in diesem Augenblick mit mir passiert. Er schaut und ich denke: Hey, der sieht ja mich an! Und das ist das Allerschönste. Das wird immer das Allerschönste bleiben.

Durch diesen Blick bin ich geworden, falls Sie das verstehen können, dieser Blick hat mich wachgemacht, durchgeschüttelt, aufgeweckt, er hat mich gesehen, wenn Sie wissen, was ich meine, sagt sie. Der hat aus mir was gemacht, denn er hat sich hingestellt und mich angestarrt. Der hat ein Mikroskop in mich hineingeschoben, in meine Fasern und Eingeweide, und deshalb ist er so was wie mein Schöpfer, mein Erfinder geworden, der, der mich lebendig

gemacht hat. Plötzlich habe ich mich gefühlt, ich habe mich richtig gefühlt und echt gefühlt. Aus diesem Blick habe ich mich herausgeschält, entpuppt wie aus einem unsichtbaren Kokon, und diesen Blick wollte ich, ich habe ihn festgezurret an mein Leben. Ich wusste sofort, diesen Blick würde ich erhalten müssen und dieser Blick wird mich erhalten. Er hat mich nicht mehr losgelassen, eine sehr, sehr lange Zeit. Über Jahre hinweg habe ich daran geglaubt. Nie zuvor hatte irgendjemand mich so angesehen. Niemand. Kein einziger Mensch auf diesem Planeten. Nicht Papa und auch nicht Mama und auch sonst keiner.

In der Zeit habe ich die drei Kleinen gekriegt, und wenn es nicht so besonders lief und er mir manchmal wehtat, dachte ich an seine schönen Augen und wie toll die schauen können. Und dass die Augen jetzt bloß nicht so schauen können, weil sie einen Splitter drinnen haben und dass ich es schaffen müsste und sie doch zu diesem »so schauen« bringen müsste, wenn ich nur alles richtig machen würde, und ich habe es immer wieder geschafft, das war das Gute und das Schlechte zugleich.

Das ging eine Zeit so und so und so ähnlich und auf einmal war er verschwunden, der Blick, und ich habe ihn gesucht und nicht wiederfinden können. Das können Sie mir glauben, sagt sie, ich habe in allen Ecken und Winkeln gesucht und ich habe alles noch besser gemacht, aber ich habe ihn nicht wieder gesehen, nie wieder. Den Blick, diesen einen besonderen Blick, meinen Blick, unseren Blick –und über das, was dann kam, will ich nicht sprechen. Das können Sie sich denken. Sie wissen, was dann geschehen ist. Was dann geschehen sein könnte. Sie können es sich denken. Oder Sie haben es selbst schon einmal erlebt. Nicht ganz so, aber doch ähnlich. Irgendwer wird Ihnen schon etwas darüber erzählt haben. Die SupermarktkassiererIn vielleicht, die Sie angesprochen haben, weil ihr die Wimperntusche in dicken, schwarzen Schlieren über das Gesicht lief und die dann sagte, es sei nichts, oder die Lehrerin Ihrer Kinder, die in der Sprechstunde fahrig erzählte, es gebe private Probleme, oder meine Nachbarin, die im Hochsommer langärmelige T-Shirts trägt wegen der blauen Flecken auf den Armen und am Körper. Alle sind sie noch immer auf der Suche nach dem Blick und vermissen ihn und gehören schon längst zu jenem Drittel aller Frauen, die Erfahrungen mit Gewalt gemacht haben, sagt sie, und so war es bei mir auch, sagt sie.

Es gibt eine Zeit davor und eine Zeit danach, sagt sie. Mein Leben teilt sich in zwei Hälften, sagt sie, in die eine Hälfte, bevor es geschehen ist, und in die andere. Als die zweite Hälfte erreicht war, nachdem es geschehen war, begann ich, ohne es richtig zu bemerken, umherzulaufen, sagt sie, und ich hatte den

Sinn des Lebens aus den Augen verloren. Ich wollte gleichzeitig mein altes Leben zurück und ich musste es fliehen.

Als ich nach Tagen noch immer ohne Orientierung und Sinn quer in meinem Leben herumlaufe, merke ich plötzlich, dass ich nichts mehr habe, dass mir meine Kleinen abhanden gekommen sind. Ich habe sie und ihr Leben irgendwie vergessen, weggeheult, verloren, und als ich sie nach dieser langen Zeit wieder einmal länger ansehe, wundere ich mich, wie hart und verschlossen ihre Gesichter geworden sind, sagt sie. Ich ärgere mich über diese Art von Blicken, die so klein und so unfreundlich und so abweisend sind. Was haben diese grimmigen Miniaturantlitze mit der Sache zu tun?, frage ich mich und bin jetzt richtig sauer. Da hast du einmal echte Sorgen, und dann ziehen sie solche Fratzen und sie glotzen dich an, als wollten sie dir auch noch die Schuld an allem geben, und ich will am liebsten weg, bis Venedig oder wenigstens bis Triest oder überhaupt noch mal neu starten. Aber das geht nicht, das ist schon klar, denn er ruft nicht an und er sagt auch nicht: Hey, lass uns einfach von vorn beginnen! Und er sagt auch nicht: Lass mich endlich wieder in deine wunderbaren Augen sehen, ich vermisse sie so sehr. Selbst wenn er anrufen und sagen würde, wie lieb er mich hat und dass alles gut wird, ich könnte es ihm ja doch nicht mehr glauben. Das ist mir jetzt schon klar. Trotzdem warte ich und kann es nicht glauben. Ich kann nicht glauben, was war, und ich kann nicht an das glauben, was sein wird. In mir ist irgendetwas oder sogar alles wie gelähmt, ich kann nichts tun, nicht aufstehen, keinen Tee kochen und schon gar nicht an die Zukunft denken. Vielleicht ist er ja tot. Gestorben. Hatte einen Autounfall oder ist vom Balkon gefallen oder sowas in der Art. Inzwischen kann ich die Realität und meine Vorstellung nur noch schwer voneinander unterscheiden, sagt sie. Ich denke daran, wie es hätte kommen können, wenn alles anders gewesen wäre, wenn ich ihn nie getroffen hätte. Wäre das besser oder schlechter gewesen? Keine Ahnung, das spielt jetzt auch keine Rolle. Wenn es ihn nie gegeben hätte, würde ich jetzt ziemlich sicher in West-England in einem Schloss an der Küste sitzen und mich langweilen ... Oder ich wäre gerade mit dem Stallburschen durchgebrannt oder ich wäre Friseurin in Wiener Neustadt und hätte schon durchgeätzte Fingerspitzen vom vielen Wasserstoffperoxyd, von den ganzen Dauerwellen und der Blondfarbe. Ich frage mich oft, sagt sie, ob das Leben auch im Schloss in West-England oder im Friseurladen in Wiener Neustadt zweigeteilt wäre, und ich frage mich, ob der Stallbursche und der englische Gentleman oder der Mann aus Wiener Neustadt auch zugeschlagen haben im echten Leben.

Jetzt merke ich: Mein Leben muss wieder werden, sagt sie, ich muss das Leben wieder hinkriegen. Das will jetzt auf Schiene gebracht werden, und ich will was dafür tun. Ich muss erst mal schlafen, das ist klar. Das war das Erste, woran ich gedacht habe, sagt sie, und vorher habe ich noch meine Tasche gepackt und meine Babys aus ihren Betten genommen und bin abgehauen, und die Angst war riesig und wir sind gerannt, sagt sie, und eine ist mit ihrem Taxi stehengeblieben und hat mich angesehen, sagt sie, und dann hat sie genickt und uns bedeutet einzusteigen, sie kenne den Weg und so weiter und so fort.

Das Aufwachen am Morgen danach war lange schon nicht mehr schön gewesen, ich würde klein beginnen müssen und das schöne Aufwachen erst üben. Ich habe es verlernt und immerfort von den Dingen geträumt, an den Dingen gehangen, ich meine gedanklich, Dinge, die mir missraten sind, die mir weggerutscht sind, so wie die Sache mit meinem Leben. Das hat etwas mit der Angst zu tun. Die war immer mit dabei und ich habe sie gar nicht mehr bemerkt. Ich war so sehr an sie gewöhnt, dass sie mir nicht mehr aufgefallen ist.

So lauten meine Nachrichten aus dem Hier und Jetzt. Aber das ist noch nicht alles. Ich habe schon einige Dinge kapiert. Ich weiß, dass ich da bin, dass es mich gibt, sagt sie, und ich kann mich im Spiegel ansehen, ich sehe mir direkt ins Gesicht. Und jetzt, sagt sie, während sie sich einen Pullover unter den Kopf stopft, will ich schlafen und träumen von einem anderen, von einem neuen Leben. Eines, das mich froh aufwachen und an nichts anderes denken lässt außer an die Tasse Kaffee, die ich in der Hand halte, und dass ich jetzt alleine hier in einer neuen Küche sitze und dass es jetzt gut ist. Spätestens Montag gehe ich hinaus aus diesem Leben und hinein in ein neues, sagt sie. Es wird ein langer Weg sein, ich mache mich auf die Suche nach seinem Anfang und weiß nicht genau, wo ich den finden soll und ich schaue mich um und sehe nichts und schaue trotzdem weiter, weil ich raus will und weil ich so sehr angestrengt starre, stoße ich bald auf dieses Haus mit Frauen, und dass es sowas gibt, denke ich da, sagt sie, ja sicher, doch, aber ich denke auch, wer in dem Haus ist, der ist total unten, sagt sie, tiefer runter geht's gar nicht mehr, sagt sie. Das ist nichts für mich, da gehöre ich nicht dazu, dort sind die, die es echt nötig haben, sagt sie, und als Nächstes fällt mir ein, dass ich es echt ziemlich gut finden würde, wenn sich endlich mal jemand um mich kümmern würde, sagt sie. Jemand könnte kommen und fragen, wie es mir so geht, sagt sie, und ich würde sagen, mir ist nicht besonders wohl und danke es geht trotzdem und dann würde ich zusammenbrechen und es würden sehr viele Menschen zusammenlaufen und mein Leben in die Hand nehmen und alles würde richtig gut, sagt sie.

Das muss ich einmal ausprobieren, denke ich, sagt sie, da ist sicher was dran, aber zuerst gehe ich hinein in das Haus, ein Haus für Frauen, es hat eine Geheimadresse und einen hohen Zaun drumherum und einen Fahrradständer vor der Türe mit vielen großen Rädern und einigen kleinen Rädern. Ich möchte, dass wir da drinnen bessere, andere, vielleicht fröhlichere Gesichter bekommen. Die Kleinen zuerst, und das wird schon gehen, denke ich, wenn die erst mal Ruhe haben und keiner mehr herumschreit mit ihnen und keiner mehr herumschreit mit mir und uns keiner mehr sagt, was wir zu tun haben, zu tun hätten, wenn wir einmal herausfinden, was wir tun wollen und das dann auch tun, sagt sie. Die Kleinen haben gemerkt, dass ich das Leben so nicht mehr will und sie sind auch in der Nacht in mein Bett gekommen und ich habe mit ihnen geweint und geredet und niemand ist dann schlafen gegangen, und mir ist wieder die Märchengeschichte von früher eingefallen, die mit Kai, der einmal mein Freund war und der jetzt den Glassplitter und mit ihm die Kälte in den Augen hat, und ich habe wieder zu weinen begonnen und gedacht, dass Märchen ganz schön brutal sein können, mindestens so wie das Leben, sagt sie.

Wir haben ein eigenes kleines Zimmer und ich kann die Kleinen immer sehen und ich bekomme mit, dass der Älteste jede Nacht ins Bett macht und die Mittlere alles schnell wegmacht und der Kleinste den Großen streichelt, und ich merke wie schön ihre Gesichter sind und wie klein und wie wahnsinnig wund sie doch sein müssen. Das alles sehe ich jetzt und hier, und ich beginne wieder ein klein wenig zu weinen und ich beginne dann, ein klein wenig froh zu werden, weil ich lebe und weil ich die drei habe und weil ich da bin und weil es jetzt gut wird, sagt sie.

Wir bringen Ordnung in unsere Sachen und in unsere Köpfe und tun Dinge wie Kochen und Spielen und Blumen gießen, und schön langsam krieche ich ans Tageslicht und spüre eine Wärme und ich spüre ein wenig Kraft und merke erst jetzt, wie herausgekippt ich aus allem bin. Hier ist ein Raum, in dem ich leben kann. Er ist klein, sagt sie, aber Leben oder Nichtleben ist nicht unbedingt eine Frage des Raumes, sagt sie.

Ich will eigentlich gar nicht hier sein, ich kann jetzt aber nirgends sonst sein, und deshalb sitze ich oft und ziemlich lange auf meinem Bett und starre an die Wand, so lange bis ich rote Flecken sehe, und dann denke ich, dass es gar nicht so leicht ist, jeden Tag die Was-soll-ich-heute-tun-Frage aufs Neue zu lösen und meistens mache ich in dieser Zeit nichts und warte auf das Gespräch mit meiner Betreuerin, weil die mir irgendwie liegt, sagt sie.

An einem Mittwoch zwei Monate später fällt mir auf, dass ich mich nicht mehr frage, was ich machen soll und ich denke, dass ich mich wahrscheinlich eingelebt habe und dass ich in der Küche sitze bei einer Tasse Tee und mit der Krankenschwester rede, die von zu Hause fortgelaufen ist wie ich, und dass ich der technischen Zeichnerin zuhöre, die immer wieder ihre Tortengeschichte erzählt: Dass er Geburtstag hatte und dass sie, nachdem er in die Arbeit gefahren war, mit dem winzigen Sohn zusammen eine Torte backen wollte, weil sie ihn doch so lieb hatten und ihm zeigen wollten, wie sehr sie sich freuten über seinen Geburtstag. Während der Kleine seinen Brei löffelte, buk sie die Schokoladentorte, und während die Torte auskühlte, sah sie schon, dass der Mittelteil absackte und sich im Inneren ein gewaltiger Krater bildete. Die Torte war missraten, doch sie würde versuchen, sie mit Füllung und Glasur zu retten, daran arbeitete sie den ganzen Vormittag, weil sie ihn doch lieb hatten, deshalb musste die Torte perfekt sein, doch sie war nicht perfekt, das war das Problem, und dann kam er heim, und es geschah Dinge von einer Art, dass die technische Zeichnerin am nächsten Tag den winzigen Bub einpackte und davonlief ... in dieses Haus hier. Es geschah wegen einer Torte, verstehen Sie?, wegen einer misslungenen Torte, sagt sie. Solche und ähnliche Dinge hören wir hier täglich, und ich treffe immer mehr Frauen, die hier sind, weil sie Frauen sind, die geschlagen werden, einfach nur weil sie in dem Ding, das man Paar nennt, der weibliche Teil sind. Ich weiß nicht, sagt sie, höchstwahrscheinlich werden Sie jetzt gelangweilt mit den Füßen zu scharren beginnen, aber vielleicht hat das alles auch nur mit der Wirtschaftskrise zu tun. Einmal, sagt sie, da habe ich mich zufällig mit einer Frau unterhalten, die sich in Wirtschaftssachen auskennt, und die hat mir erzählt, dass es solche und solche Untersuchungen gibt. Aber eine Untersuchung, die der Frage nachgeht, wie sich die Krise auf Frauen, im Unterschied zu Männern, auswirkt, die gibt es nicht. Dabei, und das will ich Ihnen jetzt erzählen, ist das alles doch bemerkenswert, sagt sie, denn, so erzählte mir diese Wirtschaftskennerin weiter, es verhält sich mit der Krise selbstverständlich so wie mit allen anderen Bereichen des Lebens. Die Wirtschaft und ihre Probleme wirken sich sehr unterschiedlich aus auf Männer und Frauen. Die Risiken, sagt sie, werden von oben nach unten umgeleitet, das erzählte also die Frau, die sich mit diesen Dingen beschäftigt, und sie sagte mir auch, dass nicht der Manager eines Hotels mit leeren Taschen dafür büßen muss, wenn zu wenig Leute in den Betten schlafen wollen, sondern die vielen Zimmermädchen, die nämlich nur für jedes einzelne gemachte Bett bezahlt werden. Eine andere und wirklich schlimme Sache ist die mit der

häuslichen Gewalt, sagt sie, weil diese in der ersten Hälfte des Jahres um zehn Prozent gestiegen ist. Um ganze zehn Prozent!, sagt sie, das ist sehr viel, da sind ziemlich viele Frauen drinnen, in den zehn Prozent, und zwar deshalb, weil jetzt in vielen Familien ums Geld gestritten wird und darum, was mit dem Geld geschieht, weil nicht viel davon da ist. Die einen wollen lieber Essen und Schulsachen kaufen und die anderen wollen lieber Bier trinken, sagt sie. Solche Streitereien enden oft blutig, und dann flüchten die Frauen und dann ist es gut, dass es dieses Haus gibt, auch wenn es hier zu bestimmten Zeiten im Jahr so eng ist, dass man kaum Luft kriegt, sogar so eng, dass nicht noch mehr Frauen Platz finden können darin, um ein neues Leben zu beginnen, weil schon so viele mit ihren Kindern gekommen sind.

Ich war auch in dem Haus, sagt sie, das wissen Sie ja jetzt, sagt sie, und es war schön und es war die Hölle, sagt sie, von beidem reichlich, das sage ich Ihnen, sagt sie. Wenn es da so richtig voll ist und du nichts mehr hörst außer Kindergeschrei, wenn die blöde Kuh vom Zimmer gegenüber ihren Handyklingelton extra laut stellt und ihren Dreck in der Küche absichtlich liegen lässt und ständig Zigaretten schnorrt, dann glaubst du, du drehst durch. Trotzdem war das Haus mit den Frauen drinnen mein Alles. Mein Nest, meine Oase, meine Sicherheit. Da waren viele Blicke, sagt sie, alle haben mich angesehen und ich habe mich beschützt gefühlt. Es war sehr einfach, sagt sie, und es war sehr schön, sagt sie. An diesem Ort habe ich zum ersten Mal in meinem Leben ich sein dürfen, und deshalb bin ich heimgekommen, sagt sie, ich bin angekommen in meinem Leben. Da drinnen sind alle gleich, und wir haben unser Leid geteilt und wir haben die Freude geteilt und dann war ich wirklich glücklich, sagt sie, und als ich mich endlich eingelebt hatte, da musste ich wieder loslassen und flügge werden, und ich hatte den Schutz gebraucht und mich sicher gefühlt und ich habe gelernt loszulassen und ich bin wer anderer geworden. An das Märchen von der Schneekönigin und Kai glaube ich längst nicht mehr, sagt sie. Es ist nur eine Geschichte, es ist nur ein Märchen, sagt sie. Ich habe mein Leben in die Hand genommen und ich habe mein Leben zurückgekriegt und ich habe noch einen weiten Weg vor mir. Ich suche eine größere Wohnung und ich arbeite halbtags und ich kann mich sehen und ich kann meine Kinder sehen und ich kann ihnen in die Augen schauen und ich kann mir in die Augen schauen. Vor mir liegt viel Zukunft. Ich will leben, sagt sie. Ich lebe, sagt sie.